

# IDEA·TION

*oder Zur Idee der Vorstellung von*

REINHART BUETTNER

Die Anregung zur Beschäftigung mit diesem Thema ist sehr alt, sie stammt von Gustav René Hocke (1908-1985), dem Journalisten, Schöngelb und Homme de Lettre, der in den 50/60er Jahren mit seiner Theorie über den Manierismus junge europäische Künstler nachhaltig beeindruckte. Noch 60 Jahre danach ist seine Behauptung, der Manierismus sei mehr als eine abgeschlossene Epoche der Kunstgeschichte, er sei vielmehr eine Geisteshaltung, die mit Regelmäßigkeit auf die erstarrende Endphase einer klassischen Epoche folge, ausgesprochen virulent und man ist geneigt seine Behauptungen in diesem Zusammenhang zu teilen, denn schon damals war die gedankliche Nähe des Manierismus zu Surrealismus und ConceptArt gegeben, über deren Hintergründe man das Nämliche hätte behaupten können.

Im Rahmen seiner Hypothese über Geisteshaltungen thematisierte Hocke damals die „Idea-Kunst“ und dieses Konzept hat sich tief eingegraben und hat vielfältige Ableger erzeugt, mit und ohne Luftwurzeln.

Zweifellos ist die Idea-Kunst vom Florentiner Neuplatonismus beeinflusst, von der Tradition des Humanismus eines Ficino und seinen Bemühungen, die Kenntnisse der antiken Philosophie im Einklang mit der christlichen Überlieferung zu verbreiten.

IDEA, dieser Wechselbalg unter den Begriffen der Philosophie hat einen bezeichnende Bedeutungswandel durchlaufen, von der ursprünglich visuell fundierten Vokabel der „Erscheinung“, dessen, was gesehen wird, zu Typus, Form, Phänomen Spezies und Vorstellung, was bereits einen ordnenden oder klassifizierenden Klang verrät. Die Verwendung bei Platon ist nicht einheitlich, er spricht von „eidos“, was so viel wie „Bild“ meint und auch von „idea“ im Sinne von Erscheinungsform, umschreibt es gelegentlich, um herauszustellen, dass er ein Bild meint, das nicht nur mit den Augen gesehen wird.

Die Tradition der „platonischen Ideen“, hauptsächlich vom Römer Seneca so genannt, ist kompliziert und von zahlreichen Kommentatoren überformt und umgedeutet worden. Plotin, Proklos, Seneca, Cicero, Ficino haben das ihrige dazu beigetragen, dass aus dem ursprünglichen Bild, ein mentales Bild wurde, ein nicht-sinnliches, geistiges, ein Muster, Archetypus und Urbild, eine übergeordnete Größe, die sogar einer ganzen Richtung, Schule und Fraktion innerhalb der Philosophie den Namen geben sollte: dem „Idealismus“, der weniger mit Idealen, viel aber mit Idea und ihren Manifestationen zu tun hat.

Mittlerweile zum übergroßen Begriff ausgeweitet, der vom Bild bis zum Begriff, abstrakten Typus und Konzept nahezu alles nicht materiell-physikalische bezeichnete, wurde die Idea, die Cicero noch als Fremdwort in griechischen

Buchstaben schrieb, schließlich im 17/ 18. Jahrhundert zum Gegenbegriff von allem, was als natürlich, sinnlich, realistisch, konkret und greifbar gedacht wurde. „Denkfigur“ und „Vorstellung“ wurden im allgemeinen Sprachgebrauch mit Idea bezeichnet, das erst langsam über das französische „L’idée“ zur deutschen, etwas unklaren „Idee“ mutierte. Hocke nennt die Zeit um 1500 die Epoche der Pansophien und der großen Metaphorik, spannt seinen Erklärungsbogen von della Porta, über Pico della Mirandola, Agrippa von Nettesheim bis hin zu den Kunsttheoretikern Lomazzo und Zuccari, aus deren Schriften er seine künstlerische Idea-Lehre entwickelt, in der er die Grundierung des Manierismus und Surrealismus erkennt. Er geht dabei hauptsächlich von Erwin Panofskys Arbeiten der 20/30er Jahre aus, in denen er, auf Warburgs Erkenntnisse gestützt, die Theorien der Renaissance-Traktatisten untersuchte und vor allem 1924 seine Monographie „Idea“ vorlegte. Panofsky spricht von einer Säkularisierung der Platonischen Ideenlehre, die von Ficinos „Plotinismus“ über Lomazzos „Kunst-Metaphysik“ in Zuccaris Theorie des „Concetto“ sich langsam zu einer ins Künstlerische übergehende Idea-Lehre entwickelt. An der Stelle des „Gleichheitszeichens“ steht nunmehr ein „Spiegel“, dh die Idee ist nicht mehr direkt göttlich, sondern eine Spiegelung göttlicher Prinzipien zuerst in der menschlichen Wahrnehmung, sodann im menschlichen Werk und wird damit zu einem typischen und umfassenden Reflexionsbegriff. Zugleich mit dem Reflexionsbegriff entsteht die komplizierte und folgenreiche Konstruktion eines Innen und eines Außen, die bis heute die Debatten der Kreativitätstheorien und der Produktionsästhetik beherrschen. Federico Zuccari spricht in seinem 1607 erschienenen theoretischen Werk: „Idea die scultori, pittori ed architetti“ von einem „disegno interno“ und einem „disegno esterno“ und gibt damit nicht nur eine Lokalisierung, sondern auch eine problematische Richtung für die künstlerische Produktion an. Es soll also von Innen nach Außen gehen, polemisch formuliert: Kunst wird verstanden als Absonderung eines dunklen und dubiosen Innen in ein konsensuell vereinbartes und geschäftiges Draußen. Dass mit dieser Lokalisierung und Richtungsangabe der Weg für eine Vielzahl folgender Missverständnisse, von der Verdauungsmetaphorik bis zum gesteigerten Subjektivismus im Geniekult, vom romantischen Verkennungssyndrom bis zum bürgerlichen Phantasie-Missverständnis und dem sogenannten Künstlerdrama geebnet ist, steht außer Zweifel. Aber es steht zu befürchten, dass die Entmythologisierung der Idee nur um der Mythologisierung des Subjekts zu haben ist, dh dass der Mythos eine Invariante der Spezies zu sein scheint, die weder durch Aufklärung überflüssig gemacht werden kann, noch durch Dechiffrierung abgeschafft oder ersetzt werden kann, sondern lediglich auf andere Themenfelder verschoben wird.

Im Zusammenhang mit Idea als mentalem Bild, als übergeordnetem Leit- und Urbild ist immer wieder von Vorstellungen die Rede, jener Bilderzeugung, die zwischen Visualität und Mentalität angesiedelt ist. Der geheimnisvolle Vorgang, der auch ohne sinnlichen Anlass und Auslöser bildhafte Eindrücke hervorbringt, die gelegentlich sogar der visuellen Wahrnehmung Konkurrenz machen, ist bis heute nicht unbedingt geklärt, oder hinreichend erforscht.

In diesem hochgradig unklaren Komplex aus Gedanken und Bildern, Gedächtnisleistungen und Vorwegnahmen, Traumgebilden, Hirngespinnsten, Nicht-Realen und Phantasiertem kommen viele alten und neue Theorien zusammen, Aberglaube und Wissenschaft reichen sich die Hände, höchste Wertschätzung und verurteilende Geringschätzung liegen nahezu gleichauf. Die Begrifflichkeit ist entsprechend verworren... hier nur einige Vokabeln die im Umfeld dieses Themas zu finden sind:

Idea, Ideation, Imagination, das Imaginäre, Bewusstseinsinhalt, Bild, Vorstellung, bildhafte Vorstellung, Einbildung, Einbildungskraft, das Nicht-Reale, Phantasma, die Phantasie, Halluzination, Wahn, Traum, Klartraum, Erinnerungen, Apophanie, Vision, Außersinnliche Wahrnehmung, Kreativität, Bildung, Repräsentation, Visualisierung, Einfall, Intuition, Inspiration, Vorstellungsvermögen, Eidetik, Archetypus, kollektive Bilderschicht, das kollektive Imaginäre, Mythen, Vorsprachlichkeit, Trugbilder, Icon, Iconographie, the iconic turn, Diagrammatik, Inbild, Ebenbild, Schattenbild, Rebus, Vexierbilder, Symbole . . .

Wie man unschwer erkennt, alles großformatige und vergleichsweise unscharfe Vokabeln, die allesamt im Zusammenhang mit Kunst verwendet werden.

Die Bilder, die beschworen werden sind visuelle und mentale Ereignisse, sie sind von Gott oder der Natur eingegeben, es sind Verrücktheiten und Täuschungen, Erinnerungen und tolle Einfälle, ungesunde Phantastereien, Rätselbilder, Resultate der Einbildung, Unwahrheiten und Wahn... zur gleichen Zeit sind es die Quellen aller Kenntnisse, des Wissens und der Augenzeugenschaft, das Rohmaterial unserer Gedanken und die Grundlage jedweder Evidenz.

„Eine Vorstellung sei (ist) kein Bild“, behauptet Ludwig Wittgenstein in seinen Philosophischen Untersuchungen (§ 310), „aber ein Bild kann ihr entsprechen“, womit ein wichtiger Hinweis gegeben ist, auf den unklaren ontologischen Status der Vorstellung. Wenn sie kein Bild ist, was ist sie dann ? lässt sich konsequenterweise fragen, vielleicht ein Geisteszustand, ein Gemütsverhältnis, ein früher Schritt im Prozess des allgemeinen Gedankenmachens, ein diffuse Empfindung, ein vager, aber anspielungsreicher Tagtraum ?

Außer Äußerungen über das, was sie alles nicht sind, folgt auf diese Frage in aller Regel ein großes, halb bedauerndes, halb entschuldigendes „Je ne sais quoi“. Sollte

daraus etwa folgen, dass kein Mensch weiß, was Vorstellungen sind, obwohl alle welchen haben und entwickeln ?

Es ist in der Tat so, eine klare und eindeutige Erklärung über Art, Funktion und Zustandekommen von Vorstellungen steht bis heute aus. Eine Vielzahl von Modellen und Theorien versucht sich seit der Antike Rechenschaft darüber abzulegen, welche Rolle der Vorstellung in der menschlichen Existenz zukommt und immer wieder sind Parallelen zu Wahrnehmung, zu Bildern, Begriffen und zum Gedächtnis gezogen worden, mit denen die Vorstellungen neben ihrer Unerklärlichkeit auch einiges gemein haben.

Parallel zum verkürzenden Zeit-Modell: Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft hat man Gedächtnis-aktuelles Erleben- und Vorstellen zwar zu verorten versucht, aber doch auch immer wieder feststellen müssen, wie stark Erinnerung auf Vorstellungen wirkt und Vorstellungen auf aktuelles Erleben einwirken kann.

Die allgemeine Bildertheorie, die der Lichtstrahl-Linse-Retina Projektionstheorie folgt und von ähnlichen Verhältnissen im Gedächtnis und in der Vorstellung ausging, dominierte zwar Jahrhunderte lang die Konzepte, wurde aber immer wieder von berechtigten Zweifeln erschüttert. Die prominenteste Formulierung dieses Zweifels, war die sogenannte Homunkulus-Hypothese, die anzweifelte ob es denn dieses Menschlein im Inneren des Hirn gäbe, die all die projizierten Filme anschau, bewerte, und schließlich darüber entscheide, welche Konsequenzen aus den gezeigten Inhalten zu ziehen sei. In der späteren Forschung wurden Philosophie, Psychologie, Physiologie, Wahrnehmungs- und Erkenntnistheorie zu den Cognitive Sciences zusammengefasst, diese durch Hirn-und Neuroforschung und Computational Sciences ergänzt, aber trotz aller Bemühungen um das, was man nun „mental imaging“ nannte, konnte keine befriedigende Klärung des Vorstellungsproblems herbeigeführt werden.

„Vorstellung“ ist nach Auskunft der Stanford Encyclopedia ungefähr dieser: es sieht so aus als hätte die, aus der Therapie der Post-Traumatischen-Belastungsstörung stammende Theorie der Augenbewegung die besten Chancen all die anderen Theorien und Theorie-Kritiken zu überstehen. Sie geht davon aus, dass es nicht komplette Bilder sind, die weitergeleitet, behalten und reproduziert werden, sondern die Erregungsmuster die während einer Wahrnehmung entstehen. Das koppelt zwar die Vorstellung ziemlich eindeutig an das Gedächtnis, lässt aber noch genügend Spielraum für Variationen, wie Experimente zu mutwilligen Vorstellungen erwiesen haben. Man kann sich das ungefähr so vorstellen: Die Mikrobewegungen der Augen, die sogenannten Sakkaden, welche die Objekte unserer Wahrnehmung unentwegt und permanent umschwirrend und umkreisend abtasten, ergeben ein bestimmtes raum-zeitliches neuronales Muster. Wie man aus der Traumforschung weiß, bewegen wir in den sogenannten REM-Phasen (Rapid-Eye-Movement) in denen die höchste Traumaktivität stattfindet, auch unsere Augen in bestimmter Weise, und Vergleichbares geschieht auch beim Vorstellen, Erinnern und Vergegenwärtigen. Man kann sich leicht ausmalen, dass diese Erregungsmuster womöglich nicht stabil und unveränderlich sind. Untersuchungen zum willkürlichen Zugriff auf sie liegen zwar bis jetzt noch nicht vor, aber es ist durchaus denkbar, dass diese Muster nicht festgefügt und unbeeinflussbar sind. Welche Rolle die Übung, die professionelle Sozialisation, oder gezieltes Training im Umgang mit dergleichen spielt, ist noch nicht geklärt und nachgewiesen, Hinweise auf Übungseffekte aber gibt es bereits. (räumliches Vorstellungsvermögen, Computervisualistik) Daraus kann man ableiten, was der Durchschnittsverstand schon lange weiß, dass vieles und häufiges Wahrnehmen Einfluss auf das Vorstellungsvermögen nimmt. Wer Vieles gesehen hat, wird sich an Vieles erinnern können, aber bislang weiß man noch nichts über das Schicksal der Erregungsmuster, ob sie sich addieren, überlagern, verdrängen, sich ergänzen, neue Muster bilden, in wie fern und nach welchen Kriterien sie sich möglicherweise gegenseitig beeinflussen. Wir trennen und unterscheiden Wahrnehmungen und Vorstellungen nicht nur nach äußerlich und innerlich, sondern auch im Hinblick auf

Attribuierung. Das Äußerliche anerkennen wir als real, das innerliche bestenfalls als geträumt, oder vorgestellt.

Das scheint jedoch ein Ergebnis unseres nicht-isolierten Aufwachsens und unserer prinzipiellen sozialen Verfasstheit zu sein, in deren Kommunikation wir das mehrheitlich Anerkannte übernehmen: wie zB. Vorstellungen entstehen in unseren Köpfen und Wahrnehmungen sind Abbilder der Realität. Die blind-taube Helen Keller erwachte nach eigenem Bekunden in dem Augenblick, ab dem sie erfolgreich mit ihrer Lehrerin Anne Sullivan über das Fingeralphabet kommunizieren konnte, aus ihrem permanenten Halbschlaf, der sie ohne Grenze zwischen Traum, Vorstellung und Realität gefangen hielt. Die berühmt gewordene Szene mit der Wasserpumpe im Garten und dem Erleben des kalten Wassers auf ihrer Hand, in die Sullivan das Wort „w-a-t-e-r“ buchstabierte, das Zusammentreffen also von sinnlichem Erleben und kommunikativem Austausch begann ihre Welt zu gliedern und aus der dumpf-dämmrigen Unstrukturiertheit zu lösen, was nach den Aufzeichnungen Anne Sullivans geradezu eine explosionsartige Öffnung ihrer Wissbegier auslöste.

Erkenntnisse aus der Negation gewinnen zu wollen, wie etwa aus der Krankheit etwas über Gesundheit lernen, oder wie hier sich von Blinden über Vorstellungen belehren zu lassen, ist leider nicht sehr ergiebig, weil sinnliche Wahrnehmung ein zentralnervös zur Einheit verschmelzendes Patchwork ist. Die auch hier wirksamen SOK- Mechanismen (Selektion, Optimierung, Kompensation, Paul B.Baltes u.a.,1998) die bei vorliegender Einschränkung der Aufrechterhaltung des sozialen Verkehrs dienen, schaffen eine derart nicht auftrennbare Einheitlichkeit des sinnlichen Erlebens, dass man kaum noch die Bestandteile der sinnliche Kooperation identifizieren kann. Das Sehen unterstützt das schwächer werdende Hören, das Tasten ergänzt in Kombination mit dem Temperaturempfinden das schlechter werdende Sehen und garantiert auf diese Weise die Orientierungsfähigkeit. Nicht nur im Alter werden diese Mechanismen mehr und mehr eingesetzt, sondern auch beim Ausfall einzelner Sinne, bei krankhaften Veränderungen und Degenerationserscheinungen.

Die Plastizität unserer Hirnstrukturen tut durch stellvertretende Funktionsübernahme ein Übriges dazu, damit die Wahrnehmungsfähigkeit unserer Sinnesorgane so lange als irgend möglich gewährleistet wird.

„Vorstellungen bilden sich aus Erfahrungen und Andeutungen, die uns die Außenwelt gibt“ sagt Helen Keller in ihrer Autobiographie Meine Welt (1908) „sie können sich aber von der Sinneswahrnehmung lösen“

Mit diesem Satz rekurriert die Autorin auf die große Collage, welche unser Hirn als Erinnerung, Wahrnehmung, Vorstellung zusammenstellt.

„Erfahrungen“ schließt sämtliche Daten ein, die uns über sämtliche Sinnesorgane, -kanäle und -verschaltungen erreichen und diese werden mit den „Andeutungen“ aus Erzählungen, Wissen oder sonstigen Quellen zusammengefügt und zur Vorstellung verdichtet. Vorstellung ist also eine Art Probe-, Proto- oder Quasi-Wahrnehmung, so wie die Erinnerung eine nachträgliche, zweite Aktualität ist.

Beide Sonderformen der Wahrnehmung, d.h. der Erregungsmuster, die erinnerten und die vorgestellten interagieren ständig mit den aktuellen, werden durch sie bestätigt und verfestigt, oder verändert und modifiziert. Die intermodalen Qualitäten und die Transformierung der Erregungsmuster spielen dabei eine prominente Rolle, doch ist auch dieses ein Feld, auf dem noch viel Forschungsarbeit zu leisten ist.

Man könnte sich auch andere Instanzenmodelle denken, wie zB dieses: dass die Vorstellung eine Art Durchgangsstation einer jeden Wahrnehmung ist und immer vage Vorab-Bilder erzeugt werden, deren Erregungsmuster ebenso gespeichert werden, wie die der vollkommenen Wahrnehmung. Durch die Interaktion mit anderen emotionalen, voluntativen, motivationalen, konzentrativen, selektiven...etc.Instanzen kommt es zu einem permanenten „Großhandel“ zwischen scharfen und unscharfen, ein- und mehrdeutigen Bildern, respektive Erregungsmustern. Auf diese Weise ließe sich auch die Mitsprache des Gedächtnisses im Wahrnehmungsakt erklären und der dauernde Abgleich zwischen erwarteten und aktuellen Bildern.

Doch all' das bleibt Modell, Hilfskonstruktion und Krücke unserer Vorstellung, deren Klärungsversuch mit dem „Paradox unseres Erlebens“ zusammenstoßen muss, da wir nicht im Haus sitzen und dieses zur gleichen Zeit von außen betrachten können.

Wenn er auch nicht von „Erregungsmustern“ gesprochen hat, so hatte David Hume in seinem „Treatise on Human Nature“ (1740) ungefähr die selben Ansichten geäußert und einer seinen deutschen Leser hatte versucht, diese zu präzisieren.



Carl Leonhard Reinhold hatte 1789 seinen „Versuch einer Neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens“ veröffentlicht und darin behauptet, dass man die Vorstellung nicht definieren, sondern sie allenfalls erörtern könne. Er sieht im Vorstellungsvermögen eine Art Vorform des Erkenntnisvermögens, eine Prämisse, wie er es nennt, und erkennt in ihm den Materiallieferanten für das vernünftige Schließen. In seiner auf Kant aufbauenden, stark hierarchisierten Erkenntnistheorie, parallelisiert er die Vorstellung mit der Wahrnehmung und zwar so:

die sinnliche Wahrnehmung bezieht sich auf Objekte der Sinnenwelt, das sind einzelne, individuelle und konkrete Gegenstände; Vorstellungen hingegen beziehen sich auf Abstrakta, das sind allgemein-begrifflich gefasste Entitäten, wie etwa Güte, Schönheit und die Idee Gerechtigkeit.

Während ersteres Konkreta erfasst, erfasst letzteres Abstrakta, man könnte auch sagen, die sinnliche Wahrnehmung befasst sich mit dem Sichtbaren, die Vorstellung mit dem Unsichtbaren unter größerer Beteiligung des Geistes mit seinem Abstraktions- und Figurationsvermögen.

Ideen, Theorien, Universalien, Erkenntnisse, kurz alles, was der Mensch aus Wahrnehmung und Vergleichung erschlossen, gewonnen, konstruiert, notiert und tradiert hat, ist ein Erzeugnis der Vorstellung. Alles nicht direkt Sichtbare gleichwohl aber plastisch Vorhandene und Kommunikable entspringt der Erinnerung und der Vorstellungen, die gemeinsam eine zweite, gedachte Wahrnehmung zu Stande bringen. Da diese zweite, gedachte Wahrnehmung der sinnlichen Präsenz ermangelt, hat man sie kurzerhand mit der problematischen Qualifikation des „Innerlichen“ belegt und damit den „Weltknoten“ (Schopenhauer) des Leib-Seele-Problems noch fester geschürzt.

Reinhold kontrastiert in seiner Abhandlung ‚sinnliche Wahrnehmung‘ mit ‚übersinnlicher Wahrnehmung‘ und meint damit den Unterschied zwischen sinnlich-konkret und gedanklich-abstrakt. Er verschärft die Frage nach dem Ursprung der Vorstellungen indem er die Frage nach der Existenz eines „metaphysischen Vermögens der Vernunft“ stellt und diskutiert die verschiedenen Meinungen der älteren und modernen Philosophen zur Metaphysik generell und zur Frage nach angeborenem metaphysischen Vermögen.

„... mehrere Vertheidiger der angeborenen Begriffe haben sich genöthiget gefunden zur Erfahrung , oder welches hier eben so viel heisst, zur sinnlichen Erkenntniss, ihre Zuflucht zu nehmen; um sich zu erklären , wie diese angeborenen Vorstellungen, welche sie für bloße Anlagen, Grundbestimmungen des Gemüths , bloss mögliche Vorstellungen hielten , zur Wirklichkeit eigentlicher Vorstellungen gelangen könnten. Sie glauben, die ganze Sache begreiflich gemacht zu haben, wenn sie annehmen, dass die sogenannten geistigen Ideen bey Gelegenheit, und auf Veranlassung sinnlicher Eindrücke aufgeweckt, belebt, entwickelt werden...“ (S.169)

Reinhold fährt fort: „ Wenn das Vermögen das Uebersinnliche aus dem Sinnlichen abzuleiten wirklich in der Vernunft vorhanden wäre, so müsste dasselbe von dem

' bloss logischen Vermögen verschieden, so müsste es das metaphysische Vermögen seyn, das, wenn es mit jener Ableitung seine Richtigkeit hätte, bisher

zwar nicht in seiner ursprünglichen in der Einrichtung der Vernunft gegründeten Beschaffenheit, aber doch wenigstens aus seiner Wirkung, nämlich der

übersinnlichen Erkenntniss genugsam bekannt wäre.“

Etwas, das allerdings nur aus seiner Wirkung zu erschließen ist, ist für Reinhold noch kein Beweis seiner wirklichen Existenz und so will er zunächst den Verstand und die Sinnlichkeit selbst untersuchen, um sich Klarheit zu verschaffen, wobei er bemerkt:

„Ueber die Sinnlichkeit ist in der philosophischen Welt bis itzt noch weit weniger ausgemacht als über Verstand und Vernunft“ (S.174)

Es sei unentschieden und nicht „auszumachen“ , ob es möglich sei, das Übersinnliche aus dem Sinnlichen abzuleiten, es bleibe problematisch, behauptet Reinhold und fährt fort: „ Wirklich haben es die Eiferer auf beiden Seiten nicht dabey bewenden lassen, dass sie der Sinnlichkeit beim Erkennen Nichts - oder - Alles einräumen; sondern die einen gaben die Sinnlichkeit mit Plato für ein leidiges Hindernis der Erkenntnis, eine nothwendige Quelle des Irrtums, eine blosser Einschränkung des Vorstellungsvermögens aus; die andern aber erklärten mit Epikur Vorstellung nur in so ferne für wahr, als sie von dem sinnlichen Eindrücke bestätigt würde, und sahen den reinen

Verstand für ein Unding , und die ihm eigenthümlichen Notionen für Blendwerke des Schulwitzes an.“ ( S. 184)

„Das Wort Vorstellung fasset in seiner weitem Bedeutung die Empfindung, den Gedanken, die Anschauung, den Begriff, die Idee, mit einem Worte, alles zusammen, was in unserem Bewusstseyn als unmittelbare Wirkung des Empfindens, Denkens, Anschauens, Begreifens vorkommt.“ sagt Reinhold im § IX des zweiten Buchs seiner Abhandlung, und kehrt damit trotz aller Bemühungen um Aufklärung eines dunklen Begriffs zur alten Übung der Philosophie zurück, Aufklärung durch Komplex-Bildung, dh durch die Zusammenfassung mehrerer Unklarheiten, im Sinne von Bündelung ungedeckter Schecks, erreichen zu wollen. Da kein erklärendes Bild, keine zündende Metapher dazu kommt, erreicht er für die angestrebte Klärung leider gar nichts. Empfindung, Gedanken, Anschauung, Begriff und Idee sind Formeln, die ihrerseits im höchsten Maße klärungsbedürftig sind und durch die Komplex-Bildung verstrickt sich der Versuch einer explikativen Analyse endgültig im Spekulativen.

Weitere Komplex-Bildungen folgen: Vorstellungen sollen nach Reinhold auch Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft zusammenfassen, aber davon wiederum nur dasjenige, was allen Dreien gemeinsam ist.

Immer wieder betont Reinhold, dass es unmöglich sei die Vorstellung und das Vorstellungsvermögen zu definieren, weil man es bereits beim Gedankenmachen darüber verwende und so fährt er in seiner Erörterung umständlich fort, an den Rändern des Begriffs entlang zu vagieren, streift die Vorbedingungen, das erkennende Subjekt mitsamt seiner Einschränkungen, Gattung, Art und Sprache, spricht über den Stoff der Vorstellung, die Form, Ähnlichkeiten, Bilder, Analoga und erwähnt gar „das Auge des Geistes“ (S. 241) und kommt schließlich zum Kant'schen „Ding an sich“ und dem „a priori“, dem metaphysischen Rätsel schlechthin.

Nachdem er die Begriffe Rezeptivität und Spontaneität eingeführt hat, entwickel Carl Leonhard Reinhold im dritten Buch eine „Theorie der Sinnlichkeit“, eine „Theorie des Verstandes“ und eine „Theorie der Vernunft“ und beendet sein anstrengendes „Glasperlenspiel“ nach 579 Seiten mit der wenig tröstlichen Bemerkung, dass die Lösung der gestellten Aufgabe „der höheren Metaphysik“ vorbehalten werden müsse.

Im Nachhinein drängt sich die Vermutung auf, dass die „Vorstellung“ nur das Vehikel war, um auseinander zu legen, was die Skeptiker, die Idealisten, die Empiriker, die Materialisten, die Leibnizianer und Spinozisten zur Philosophie des Königsbergers sagen und meinen. Man vernimmt den Diskurs der Zeit samt den philosophischen Modevokabeln sehr laut und vordergründig, bestaunt zwar das Geschick der komponierten begrifflichen Kombinatorik, ist aber am Ende doch enttäuscht über die immanent-zirkuläre Argumentationsweise, die an keiner Stelle verlassen oder auch nur passager unterbrochen wird.

Reinhold verwendet einige Male das Wort „Psychologie“, sogar auch „empirische Psychologie“, was wir heute ganz selbstverständlich und missverstanden aufnehmen, seine damalige Position im Sprachgebrauch und Begriffsreservoir verkennend.

Bereits 1714 hatte Julius Bernhard von Rohr den „Unterricht von der Kunst der Menschen Gemüther zu erforschen...“ in Leipzig veröffentlicht, und das „Gnothi s' autón, Magazin der Erfahrungsseelenkunde“ war in der Zeit von 1783-97 in 10 Bänden als erste psychologische Zeitschrift Deutschlands in Berlin von Karl Philipp Moritz gegründet und herausgegeben worden und hatte internationale Aufmerksamkeit und Unterstützung gefunden.

Der auf Anraten Moses Mendelssohns zustande gekommene Titel lässt deutlich erkennen, dass die Psychologie von der „a posteriori“-Position ausging und sich selbst in der Kritik zu den „a-priori“-Konstruktionen der philosophischen, metaphysischen Spekulation sah.

Wie tief allerdings die Erschütterung der Philosophie durch die aufkeimende „Erfahrungsseelenkunde“ war, machen nicht zuletzt Reinholds 1790 in Jena erschienene „Beyträge zur Berichtigung bisheriger Missverständnisse der Philosophen“ deutlich, in denen er wiederholt die Erfahrung behandelt und versucht das à priori der „philosophierenden Vernunft“ zu retten.

Der humanistisch-aufklärerische Imperativ im antiken Gewand einer Inschrift am Apollo-Orakel in Delphi: „gnothi s' autón“ mit dem Untertitel „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte“ musste eine ähnlich mitreißende Wirkung gehabt haben wie

Kants Neuauflage des von Horaz überlieferten „sapere aude!“, das er mit „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“ übersetzte und zum Wahlspruch der Aufklärung erklärte.

Hinter beiden Imperativen steckt Moses Mendelssohn, der mit Bildung, einem ungeheuren Wort-Findungs-Geschick, einer großen Menschenkenntnis und einem unvergleichlichen Gespür für das, was wir heute „Zeitgeist“ nennen, sowohl Moritzens Magazin gefördert als auch den Zeitungsartikel Kants provoziert hatte.

„Wir müssen (daher), so oft wir uns über etwas Unkörperliches ausdrücken wollen, beständig in Metaphern reden.“ schreibt Karl Philipp Moritz in seinem Magazin und „unsere Vorstellung ist für Moritz „ein völliger metaphorischer Ausdruck: wir stellen die Sache gleichsam vor uns hin, um sie mit Muße betrachten zu können.“ Gleich danach vergleicht er das deutsche Wort Vorstellung mit den analogen lateinischen und griechischen Begriffen: Der Lateiner sagt mit einer philosophischen Benennung „repraesentatio, Wiedervergegenwärtigung. – Der Name detailliert die Sache mehr, und drückt sie doch allgemeiner und nicht so sehr sinnlich aus, wie unser Vorstellung. Das ursprünglich griechische idea hingegen, ist eine noch weit simplere Metapher als Vorstellung; man begnügt sich mit der bloßen Vergleichung von Sehen, um sich einen Begriff von einem Begriffe zu machen.“ zitiert ihn Ralph Krüger in seinem Essay „Die Doppelrolle der Sprache im Magazin zur Erfahrungsseelenkunde“ (Berlin 2015)

Zwei Jahre vor der Gründung des Magazins hatte Kant in seiner „Kritik der Reinen Vernunft“ (1781) die folgenden lapidaren Sätze geschrieben, die für die folgenden Jahrhunderte maßgeblich werden sollten :

„Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. Daher ist es eben so notwendig, seine Begriffe sinnlich zu machen (d.i. ihnen den Gegenstand in der Anschauung beizufügen), als, seine Anschauungen sich verständlich zu machen (d.i. sie unter Begriffe zu bringen). Beide Vermögen, oder Fähigkeiten, können auch ihre Funktionen nicht vertauschen. Der Verstand mag nichts anzuschauen, und die Sinne nichts zu denken. Nur daraus, dass sie sich vereinigen, kann Erkenntnis entspringen.“

Die drei Positionen zur „Vorstellung“ Kant, Reinhold und Moritz lauten verkürzt :

Begriff und Anschauung, sensu Verstand und Sinnlichkeit sind getrennte Fakultäten, Erkenntnis wird nur durch Zusammenwirken möglich, so Kant. Reinhold hält die Vorstellung für eine Vorform der Erkenntnis, im Sinne einer Prämisse, sagt dass sie nicht definierbar sei, da ich sie immer schon benutze. Moritz hält die „Vorstellung“ für eine metaphorische Redeweise, also eine sprachliche Hilfskonstruktion beim Kommunizieren über Unkörperliches, Nicht-Sinnliches, oder Abstraktes.

Soweit das ausgehende 18. Jahrhundert; fehlen zum weiteren Klarwerden über das, was Vorstellung sei, noch die Klassiker und Romantiker, Schopenhauer, vielleicht auch Nietzsche...

„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der

Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus



veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbarkeit, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.

Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,,,] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelente, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.

Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.

„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der

Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus

veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbarkeit, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.

Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,,,] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelenke, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.

Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.



„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der

Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus

veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbarkeit, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.

Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,,,] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelente, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.

Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.

„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der

Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus

veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbarkeit, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.



Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,,,] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelenke, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.

Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.

„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der

Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus

veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbarkeit, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.

Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,,,] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelente, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.

Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.

„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der



Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus

veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbare, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.

Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,,,] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelente, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.

Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.

„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der

Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus

veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbarkeit, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.

Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,,,] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelenke, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.



Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.

„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der

Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus

veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbarkeit, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.

Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,,,] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelenke, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.

Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.

„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der

Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus



veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbarkeit, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.

Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,,,] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelente, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.

Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.

„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der

Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus

veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbarkeit, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.

Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,,,] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelenke, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.

Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.



„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der

Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus

veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbarkeit, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.

Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,,,] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelente, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.

Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.

„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der

Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus

veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbare, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.



Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,,,] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelente, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.

Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.

„Gelehrtengezänk“, das sich über die Politik und den Journalismus zum öffentlichen Meinungsstreit entwickelte, wirkte auf die Gelehrtenwelt zurück und wurde als Kontroverse zum gesellschaftlichen und kulturellen Phänomen. Wie meist entbrannte der Streit über Fragen der Interpretation, über Lesarten und politische Überzeugungen, er wurde meist in Zeitschriften ausgetragen, spaltete deren Leserschaft regelmäßig in Parteigänger des einen oder anderen Kontrahenten und war neben dem Tummelplatz der Eitelkeiten und Rechthaberei gelegentlich so etwas wie ein in die Breite getretene scholastische Disputation.

Diese intellektuellen Hahnenkämpfe begannen häufig damit, dass einer ein Pamphlet veröffentlichte, das ein anderer mit einer Streitschrift erwiderte, womit die Arena eröffnet war, was sodann gebetene und ungebetene Schiedsrichter und Schlichter auf den Plan rief, wodurch sich der Streit inhaltlich verbreiterte, formal zuspitzte und in aller Regel erst so richtig Fahrt aufnahm.

An der Spitze dieser gebildeten Gockeleien fanden sich die Historiker, die als damals sehr junge und umstrittene Wissenschaft sich untereinander notorisch uneinig waren. Da sich aus ihren Einschätzungen aber direkte politische Meinungen und sogar handfeste Ansprüche ableiten ließen, waren ihre Streitigkeiten von großer gesellschaftlicher Brisanz. Es folgten theologische Dispute, kirchliche Auseinandersetzungen, gesäumt von Bildungspolitischen und philosophischen Kontroversen.

Das zu neuem Selbstbewusstsein erstarkte Bürgertum und in ihm das kleinere Bildungsbürgertum, mit seinen Lesegesellschaften, literarischen Clubs, Hausmusik und kulturell-künstlerischen Kränzchen hatte in den genannten Kontroversen etwas, worüber sich „trefflich und geziemend streiten ließ“ fern ab von allem Sturm und Drang, poetischem Aufruhr und immer im Angesicht des großen verstörenden französischen Beispiels. Dank des Siegeszugs der Gluckschen Reformoper war der alten französisch-italienische Opernstreit überwunden, den Streit im französischen Haus der Aufklärer und Enzyklopädisten mit den Exponenten Voltaire und Rousseau hatte man ohnehin nur von ferne vernommen. Er war auch schon wieder vorüber wie die französische Mode und hatte einem größeren und Schrecken verbreitenden Ereignis Platz gemacht, das einen Begriff, den man nur aus der

Kosmologie kannte, plötzlich auf die Erde brachte, die Revolution, die Umwälzung von Jedem und Allem.

Aufsässige und unangepasste Querköpfe unter den damaligen Intellektuellen liebäugelten mit der Revolution, oder traten gar, wie der Magister Laukhard, in die Armee der Sansculotten ein, die große Menge des deutschen Publikums hielt sich ängstlich zurück, eifrig um die eigene (unübersetzbare) „Gemüthlichkeit“ besorgt.

Die Goethe-Newton-Kontroverse war eine sehr ehrgeizige, im Ganzen jedoch eine recht einseitige Veranstaltung, in der sich Goethe mehr als einmal polemisch vertat.

Die Lessing-Goeze-Kontroverse, der sogenannte „Fragmentenstreit“ (Reimarus-Fragmente) ging um die Interpretationshoheit der Kirche und den Status der Bibel.

Er wurde hart geführt, brachte Lessing Zensur und landesherrlich verfügtes Schreib- und Publikationsverbot ein, verschaffte ihm aber gleichzeitig die lebendigsten Anregungen für seinen Nathan, dem Parade- und Lehrstück religiöser Toleranz.

Eine weitere Kontroverse wurde zwischen Schiller und Fichte ausgetragen und war letztendlich eine Auseinandersetzung über Ästhetik und ihre Rolle in dem, was Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschen“ genannt hatte. In diesem Streit imponiert Schiller als erstaunlich klassisch erstarrt und Fichte als vergleichsweise fortschrittlich, sozialistisch und gesellschaftlich orientiert.

Schillers humanistische Idee der freien Ganzheitlichkeit des Individuums und seine Theorie des Spiels bei gleichzeitiger Enttäuschung über gesellschaftspolitischen Einflußmöglichkeiten brachten ihn dazu, die Kunst als erzieherische Möglichkeit zu verstehen, die dem Individuum zu jener ins Auge gefassten freien Ganzheitlichkeit verhelfen kann. Sittlichkeit durch und über Ästhetik könnte man seine Überzeugung knapp umreißen.

Fichte dagegen sagt, das Individuums müsse erst befreit sein, um sich ästhetischen Gedanken hingeben zu können, und läutet damit die künftigen Diskussionen über Freiheit und Moral, Sein und Bewusstsein, Kunst und Luxus und die große Prioritäten-Debatte ein. Marx wird seine „Thesen über Feuerbach“ (1845) schreiben und Engels wird diese mit einer Stellungnahmen zu Hegel, Feuerbach und dem Materialismus

veröffentlichen (1888), was das ungleichzeitige Durcheinander und die Umbrüche zwischen Klassik, Romantik, Materialismus, Humanismus und ökonomischer Gesellschaftslehre deutlich zeigt. Schiller und Fichte waren sich einig in der Kritik an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und übrigens auch in ihrer Wertschätzung Kants, in den Konsequenzen aber, die sie aus der Kritik entwickeln, gingen ihre Vorstellungen auseinander. Fichtes deutliches Plädoyer für das Praktisch-Nützliche und Schillers Betonung des „Formtriebs“ sind wahrlich kaum vermittelbar, auch finden Schillers Ideen zum Spiel bei Fichte keinerlei Entsprechung. Auch wenn Schiller sich in Briefen darauf zurückzieht, kein Philosoph zu sein, bleiben beide Positionen bei allem gegenseitigen Respekt unvereinbar und bestätigen Schillers Vermutung, dass sie beide doch zu verschieden seien. (Brief vom 23 Juni 1795)

„Ich weiß, dass dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind“ schrieb Goethe in einem Brief Dezember 1778 an Joh. Friedrich Krafft, seinen zweifelhaften Schützling in Ilmenau, so als wolle er etwas sanft zurechtrücken und gleichzeitig Verständnis ausdrücken und Mut machen. Das Zitat heißt im Zusammenhang: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute...“

Vorstellung und Wirklichkeit in Opposition, das ist jene alte Rede, die Vorstellungen mit Phantastereien, Angst- und Trugbilder assoziiert, mit Nicht-Realen, Erfundenem.

Doch so einfach ist das nicht, und das „wegraissonieren“, das Goethe hier anführt, ist keinesfalls nur eine Sache der Vernunft, oder der vernünftigen Einsicht. Erkenntnisse kommen bekanntlich über mehrere Wege zustande, über Anschauung und Begriff, über Erkennbarkeit und Denkbarkeit, über sensation und ideation, über die Sinne und die Ratio und vor allem über die Kooperation beider sich nur scheinbar ausschließenden, tatsächlich aber sich ergänzenden Zugangsweisen. Die „repraesentatio“ ist dafür ein schönes Beispiel.

Es ist zwar unfair und wahrscheinlich auch erfolglos, einen unklaren Begriff durch einen anderen, ebenso unklaren, dazu noch schillernden Begriff erklären zu wollen, aber vielleicht wird wenigstens durch eine Paraphrasierung doch die ein oder andere kontagiöse Stelle gestreift, sodass sich neue Denkmöglichkeiten ergeben.

„Repräsentatio“ wird häufig wie „Imaginatio“ als Vorstellung, inneres Bild, anschauliche Wiedergabe und symbolische Darstellung gebraucht. Die Konnotationen der Repräsentation sprechen aber anders als die der Imagination mehr von Darstellung, von Stellvertretung, Metaphorik und Symbol. Der „aliquid pro aliquo“-Gedanke ist deutlicher vernehmbar, ungefähr in dem Sinne wie Platon es über die mathematische und geometrische Graphik formulierte: „...die Mathematiker müssen sich der sichtbaren Gestalten bedienen [,„] unerachtet sie nicht von ihnen handeln“ (zit. nach S.Krämer, Figuration..., S.154)

Diese ungelenke, eiförmige Zeichnung ist kein Kreis, sie repräsentiert einen Kreis und wird auch ohne Mühe so gesehen. Das Dreieck ist ein Gebilde unserer Vorstellung, das aber gleichwohl durch bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert ist.

Martin Raschauer hat in seiner Arbeit über „Metaphern in der Mathematik“ (Berlin 2015) die Bildlichkeit des abstrakten Denkens herausgestellt und dabei das Kontinuum Umgangssprache, gehobene Sprache, Fachsprache, metaphorische Sprache, entrheterisierte Notation angegeben. Er zitiert Lakoff und Núñez (2000)

„the more indirect the grounding in experience, the more abstract the mathematics is“ und es wäre demnach zu ergänzen: dass je abstrakter die Mathematik ist, um so mehr ist sie auf Bildlichkeit im Sinne „konzeptueller Metaphern“ angewiesen.

Die „Erschließung eines kognitiv dunklen Territoriums über eine bekannte Domäne“, sei sie visualisierend oder metaphorisierend scheint einem epistemischen Imperativ zu folgen, der reichlich wahllos in der Wahl seiner Werkzeuge ist. Analogien und Modelle spielen in diesem Prozess die Hauptrollen und sie selbst stammen allesamt aus der Mischung aus Vorstellung und Erinnerung.

Die meisten Theoretiker, die versucht haben, Klarheit über die Vorstellung zu gewinnen, waren Metaphysiker oder Erkenntnis- und Wahrnehmungstheoretiker, obwohl in der ersten Annäherung Vorstellung weder mit Erkenntnis noch mit Wahrnehmung zu tun haben muss. Alle Rede von „inneren Bildern“ und dergleichen ist lediglich eine vergleichsweise hilflose Parallelisierung. Vorstellungen nehmen nicht orientierend, wiedererkennend oder identifizierend wahr. Sie eröffnen vielmehr eine hypothetische Welt, fernab von allen Herleitungen und Begründungen, sie sind tentativ, modellhafte Entwürfe ohne jede Gewissheit oder Absicherungsversuche. Eine Vorstellung ist ein Projekt, ein im Wortsinne nach vorn, oder vorausgeworfenes Konzept im „Konjunktivus potentialis“. Der Blochsche utopische Horizont leuchtet auf, die Wittgensteinsche und Musilsche Kategorie „Möglichkeit“ aus dem Planungs- und Entwurfsprozess, das Blumenbergsche „unbegriffliche Denken“ mitsamt der Metaphorologie, Cassierers und Susanne K. Langes erweitertes Symbolverständnis klagen philosophische Würdigung ein.

„Nimmermehr kann es ein an sich und an sich selbst objektives Dasein geben, ja, ein solches ist geradezu undenkbar; denn immer und wesentlich hat das Objektive, als solches, seine Existenz im Bewusstsein eines Subjektes, ist also dessen Vorstellung, folglich bedingt durch dasselbe und dazu noch durch dessen Vorstellungsformen, als welche dem Subjekt, nicht dem Objekt anhängen.“ schreibt Schopenhauer im 2. Band, ersten Buch, und ersten Kapitel seines Hauptwerks „Die Welt als Wille und Vorstellung“ (Leipzig 1819/1859)

Der zentrale Satz Schopenhauerscher Philosophie und Erkenntnislehre steht zwei Seiten vorher und lautet: „Die Welt ist meine Vorstellung“, aber diese Vorstellung ist nicht Imagination, nicht Phantasie, nicht Vorstellungsvermögen, kein Hirngespinnst, sondern ein notwendigerweise subjektiver Erkenntnismodus.

Schopenhauer vollzieht eine Radikalisierung des Kant'schen Kritizismus und geht vom Sensualismus eines George Berkeley aus (*esse est percipi – v – esse est percipere*) und formuliert darauf aufbauend seine „Subjekt-Objekt-Theorie der Vorstellung“. Subjekt und Objekt sind so eng aufeinander bezogen, dass sie nicht nur voneinander abhängen, sondern sogar in der Vorstellung wechselwirken. Der Wahrnehmende schafft das Objekt und dieses erschafft den Wahrnehmenden. Dieser Zusammenhang müsste in die Aporie führen, gäbe es nicht die Selbstbeobachtung resp. Selbsterkenntnis. Hier macht sich das Subjekt selbst zum Objekt und kommt auf diesem Wege zur Erkenntnis seiner eigenen, dunklen und ziellosen Triebhaftigkeit, die Schopenhauer „Wille“ nennt. Sein Hauptwerk hätte ebenso heißen können „Die Welt als Triebgeschehen und Erkenntnisbemühung“, Nietzsche und Freud vorwegnehmend, die sich beide häufig auf ihn beziehen.

Das ewige Wollen, das immer mehr Wollen, das niemals zufrieden sein dominiert sogar die Vorstellung im Schopenhauerschen Verständnis, selbst die Erkenntnis ist diesem mächtigen Trieb unterworfen, aus dem Schopenhauer nur zwei Auswege kennt: die Kunst und das Asketentum.; und man fragt sich unwillkürlich, wieso ausgerechnet diese beiden Sonderformen des menschlichen Wahrnehmens, Denkens und Handelns. . .

Beim Asketentum ist es klar, da dieses ohnehin allem entsagt, enträt es auch dem Willen und entkommt durch strengen Verzicht dem ewig antreibenden Trieb. Dass Schopenhauer auch der Kunst diese Fähigkeit zuschreibt, hängt



mit seiner speziellen Kunst-Metaphysik zusammen, einer sensualistischen, platonischen und kritischen Theorie, die idealistisch ist, weil sie es nach Schopenhauer sein muss. Er erkennt in ihr die Fähigkeit die Zeit vorübergehend anzuhalten und zwar durch ihre fortwährende Kontemplation, mit der sie sich mit dem Wesen der Dinge, dem Allgemeinen im Besonderen, dem Übergeordnete im Einzelnen, der Idee eines Dings beschäftigt. Sie ist zwar auch dem alles durchwaltenden Trieb unterworfen, dem Schopenhauerschen „Willen“, ist aber durch den erklärten subjektiven Zugang zu den Objekten dieser Welt, geradezu ein Exponent der Vorstellung. Nietzsche wird diese Auffassung später aufgreifen, ins Hochromantische steigern und zum Überkippen bringen. Sein „Wille zum Leben“ und der „Wille zu Macht“ sind Weiterführungen der Denkfigur Schopenhauers, die später erst durch „Zarathustras Sippschaft“ (wie Ursula Sigismund, eine Enkelin Nietzsches in Darmstadt) es nannte, umgedeutet und ins Positive missverstanden wurden.

Doch zurück von allen Konzepten des Bewusstseins, der Innerlichkeit, der neuronalen Muster und Subjekt-Objekt-Verschränkung zum alltagssprachlichen Verständnis:

Der Inhalt meiner Vorstellung ist nicht da, gegenwärtig oder akut, ich denke mir eine mögliche Situation aus, die ich nach Maßgabe meiner Wahrnehmung, Erinnerung, Erfahrung und Befürchtung ausgestalte. Das, was die Alten so gerne mit „lebhafter Vorstellung“ beschrieben haben, womit sie Plastizität, Intensitätsgrad und Detailliertheit umschrieben, scheinen die Reste unserer kindlichen Traumwelten zu sein, die zu der Zeit vorherrschend waren, als sich reflexives Bewusstsein, Erinnerung und Aktualität ausdifferenzierten, das adaptive Konstruieren unserer jeweiligen Welt sich von den Welten anderer zu unterscheiden begann und sich unser konventionelles Wirklichkeitsbild formte. Die zuvor prävalierende Einheit des Wahrgenommenen, Empfundenen, Gedachten, Gewünschten und Gewollten zerfällt, soziales Lernen tut ein Übriges und wir beginnen langsam Phänomene und Widerfahrnisse zu sortieren, aufzuteilen und zuzuordnen. Teile und Reste dieser Entwicklungsstufe erleben wir noch immer in jener nebelige Übergangszone zwischen Wachen und Schlafen, in der Trance, im Klar- oder Tagtraum und in den sogenannten Sekundenvisionen, in denen

einen Augenblick lang sämtliche Schubladen verschwunden sind, in die wir bei wachem und klarem Bewusstsein, im Normalbetrieb alles einsortieren. Man könnte also Vorstellung grob und pauschalierend als Atavismus beschreiben, als Regression oder Retardierung, als etwas, das wie die Körperbehaarung, oder die Weisheitszähne, phylogenetisch betrachtet, stetig abnimmt.

Vorstellung wäre demnach ein Rückfall aus dem Erwachsene-Zustand auf die frühere Entwicklungsstufe des Kindes, mithin eine psychische Aberration und Auffälligkeit. Im unglücklichen Fall kann sie dazu werden, muss es aber nicht, wenn das Ich, das diese Vorgänge kontrolliert flexibel und stabil ist. Als Erbe der verunglückten Freudschen Kunsttheorie gibt es dieses „Ex-Negativo-Verständnis“, wenn nicht glücklicherweise einer seiner Schüler der Kunsthistoriker, Psychoanalytiker und Kommunikationsforscher Ernst Walter Kris (1900-1957) die Kreativität und die künstlerische Produktion aus der pathologischen Ecke geholt hätte. Durch sein Konzept der „Regression im Dienste des Ich“ gelingt es ihm ein Gegengewicht in die Waagschale des labilen Gleichgewichts zu werfen, das neben der diffusen Angst vor der Gefährdung des Ich (im unglücklichen Fall), auch eine Stärkung dieser Instanz kennt und ihr dazu verhilft. Er schreibt dazu: „Die grundsätzliche Annahme ist, dass unter bestimmten Bedingungen das Ich die Regression handhabt und dass die integrativen Funktionen des Ich eine willentliche und zeitweilige Abziehung der Besetzung aus dem einen oder anderen Gebiet einschließt, um hernach seine Herrschaft gefestigt wiederzugewinnen.“ (Psychoanalytic Explorations in Art, New York 1952)

Ein stabiles Ich leistet sich folglich die Regressionen, die nebelhaften, ganzheitlichen und kindlichen Vorstellungen, es leistet sich die träumerische Hingabe an Gedankenspiele, u.a. auch weil es den Wert und die Ergiebigkeit dieser Praktiken für Problemlösung und Produktivität, für Ideen, Alternativen und Einfälle kennengelernt hat. Vorstellungen können visuell orientiert sein, auditiv, taktil, olfaktorisch, gustatorisch oder sich auf Gelenke, Muskeln und Bewegungen beziehen, sie können mit Abstrakta hantieren, mit intellektuellen Zusammenhängen oder verbalen Assoziationen, sie können sich mit expliziten Problemen befassen, mit räumlichen Arrangements, mit Ästhetik und Gestaltungsfragen, gleichviel... was allen Vorstellungen gemeinsam ist, ist die unscharfe Grenze zur Wirklichkeit und

Realisierbarkeit. Nach dem Muster des Konzeptes: „Denken als experimentelles Probehandeln“ (Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse 1933) könnte man „Vorstellung als experimentelles Probe-Problemlösen“ verstehen und als solches ernst nehmen. Dann wäre es Teil des kreativen Prozesses und damit ausschlaggebend für alle möglichen, denk- und vorstellbaren Verbesserungen.

Vorstellen ist eine Arbeit. Arbeiten muss man erlernen und bildet mit der Zeit Routinen und Gewohnheiten darin aus; man muss es allerdings üben und verändern, um in den Gewohnheiten nicht bequem zu werden.

Das Vorstellen ist eine der Anwendungsform des „konjunktivus potentialis“ und hängt auf Engste mit dem für möglich halten zusammen. Alles Vermuten, unscharfe Denken ins Unbekannte hinein, das Extrapolieren, das Unfertige und Provisorische, „es-wäre- schön, wenn-Denken“ kann man üben. Die erste Voraussetzung dazu ist, es sich zu erlauben, die strenge Regel des konventionellen Realismus außer Kraft zu setzen und Tragträumereien nicht mehr als unrealistisches Zeitvergeuden zu verurteilen sondern es als Phase des Konzipierens und gedanklichen Experimentierens ernst zu nehmen und zu schätzen. Das beginnt früh und sollte schon im Kindesalter so verstanden und vermittelt werden.

Die zweite Stufe nach dem Erlauben und Schätzen, besteht in der Übung der Präzisierung und der Reproduktion. Die schönsten Vorstellungen sind vergeblich, wenn sie verschwommen und undeutlich bleiben und als Eintagsfliegen schnell wieder verschwinden. Das Vorstellen wird zwar als ein Strömen erlebt, als munterer Gestaltwandel, als Flow und plastischer Prozess, man sollte aber in regelmäßigen Abständen so etwas wie Momentaufnahmen machen, in welcher Form und Gewerk auch immer, um einzelne Zustände, Details und Zusammenhänge reproduzierbar festzuhalten; zur Not muss man vielleicht sogar Buchführen.

Eine dritte Stufe ist die Kultivierungsstufe und beinhaltet das Ausschalten jeglicher Zensur, sowohl der moralischen als auch der geschmacklichen und ein Überführen in die Entwurfsphase. Angst davor, dass die Vorstellungen ins Kraut schießen könnten, braucht niemand zu haben, denn sie werden sich mit Natur-Notwendigkeit im Rahmen, die durch unsere Person gegeben ist, entfalten. Der kleine Grenzverkehr zum Verbotenen und Geschmacklosen

lohnt allemal, denn hier liegen nicht nur die Überraschungen bereit, sondern auch die Geheimnisse zur Erweiterung des bürgerlichen Gehirns, Gemüts und Vorstellungsvermögens.

Die Überführung der Vorstellung in einen Entwurf schließt die Vorstellungsübung ab, ab da beginnt die Kunst... und das ist ein anderes Thema...

Haben Sie keine Angst vor ihren eigenen Vorstellungen, selbst wenn sie erschreckend und verstörend ausfallen sollten, sie sind ihr einzigartiger, unverwechselbarer und über die Maßen wertvoller Besitz... genießen und nutzen Sie ihn ...

Danke